

Günter Giesenfeld

Der Golfkrieg als Western – Das Hollywood-Syndrom 1991

<https://doi.org/10.25969/mediarep/2819>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Giesenfeld, Günter: Der Golfkrieg als Western – Das Hollywood-Syndrom. In: *Augen-Blick. Marburger Hefte zur Medienwissenschaft*. Heft 11: Medien-Krieg. Zur Berichterstattung über die Golfkrise (1991), S. 21 – 28. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/2819>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under a Deposit License (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual, and limited right for using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute, or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the conditions of use stated above.

Günter Giesenfeld

Der Golfkrieg als Western - Das Hollywood-Syndrom

Der US-amerikanische Fernsehsender CBS ließ seine Berichterstattung über den Golfkrieg vor dem UN-Ultimatum des 17. Januar wochenlang unter der Schlagzeile laufen "Showdown in the Gulf". Er selbst machte daraus sogar einen "Countdown", indem er täglich die Zahl der noch verbleibenden Tage bis zum Ablauf des Ultimatums anzeigte - und hierin folgten ihm auch deutsche Sender und Zeitungen, u. a. *BILD*. Springers Massenblatt machte zudem an mehreren Tagen mit Schlagzeilen auf, die allesamt Titel von Western-Filmen sein könnten: "Hussein gib auf!" - "Du hast keine Chance" - "Die Uhr läuft ab". Von dieser Begleitmusik her gesehen, war eine politische Einigung in letzter Minute schon längst nicht mehr vorstellbar, war die öffentliche Stimmung schon Wochen vor Ablauf des Ultimatums nur noch auf eine, unabwendbare "Lösung" fixiert: den Kampf, den Krieg.

"Aus dem Western herauskommen", so beschrieb denn auch ein Kommentar von André Fontaine in *Le Monde* (9.1.91) das Dilemma und verglich den vormilitärischen Poker mit jener bekannten amerikanischen Mutprobe, die darin besteht, daß zwei Kontrahenten mit Autos auf einen Abgrund zurasen, wobei der siegt, der zuletzt herausspringt.

*

"Countdown" ist ein technischer Ausdruck, der vor allem aus der Raumfahrt bekannt geworden ist. Er bezeichnet die Zeit, in der ein bevorstehendes Ereignis unaufhaltsam näherrückt und dann ausgelöst wird. Er beginnt erst, wenn alle langen, komplizierten und vielleicht störungsreichen Vorbereitungen, alle Kontrollen und Sicherheitsüberprüfungen abgeschlossen sind und nun vergessen werden können im Vertrauen darauf, daß die komplexe Operation, zu der es aus technischen Gründen keine wirkliche Generalprobe geben kann, nun gelingt. Es ist die Zeit, in der kaum noch Einfluß genommen werden kann auf den automatischen Ablauf, in der Zögern und Zaudern nicht mehr angebracht sind und sich die Gefühle, ungeachtet aller eventuellen Meinungsverschiedenheiten über das Ganze, nur noch auf die Glückserwartung des Gelingens konzentrieren dürfen. Was jetzt passiert, liegt quasi in der Hand des Schicksals.

Die Inszenierung des Eingreifens in den Golfkrieg als Countdown, mit der Setzung des Ultimatums, zielte bewußt auf diese Verlagerung des Geschehens auf eine höhere Ebene: sie erst machte den Gestus des "Ich kann nicht mehr anders, weil ich in höherem Auftrag handle", glaubwürdig, indem sie den Streitkräften des "Wüstensturms" die Rolle des Schicksals zuwies.

Man weiß heute¹, daß viele Motive den Entscheidungsprozeß der amerikanischen Führung und ihres Präsidenten zwischen dem August 1990 (Annexion Kuwaits durch den Irak) und dem von den USA erpreßten UN-Ultimatum beeinflußt haben. Einige von ihnen durften in der Vorkriegspropaganda keine Rolle spielen - so etwa der Anspruch der USA, als ökonomische und militärische Führungsmacht der ganzen Welt überall "ihre" Interessen mit Waffengewalt durchsetzen zu dürfen. Oder die Funktion des Golfkriegs als Warnung an die armen Länder, nicht allzu selbstbewußt zu werden und nicht in die Illusion zu verfallen, jetzt, nach dem Zusammenbruch der zweiten, dürfte die dritte Welt eine eigenständige Politik entfalten. Als er gewonnen war, hat Präsident Bush diese Motive dann offen ausgesprochen (Stichwort: "neue Weltordnung"). In der Vorphase, als mindestens in Europa der Drang und die Bereitschaft zu einer Verhandlungslösung noch groß waren, wäre die Bekanntmachung solcher Motive dem Ziel schädlich gewesen, den Krieg aus *diesen* Gründen auf alle Fälle führen zu wollen.

Denn daß eine politische Lösung auch von den USA nicht mehr ernsthaft angestrebt wurde, war spätestens beim letzten Treffen des irakischen Außenministers Aziz mit seinem amerikanischen Amtskollegen Baker in Genf im Januar 1991 klar geworden: des ersteren empörte Weigerung, das Schreiben des amerikanischen Präsidenten an Saddam Hussein (dessen Inhalt bereits veröffentlicht war) überhaupt entgegenzunehmen, war kein unhöflicher Akt, sondern die vorher einkalkulierte Konsequenz daraus, daß der Brief als bewußte Beleidigung und Provokation formuliert worden war.

Die kriegsvorbereitende Berichterstattung hatte jetzt die Funktion, den anstehenden Konflikt zugleich zu abstrahieren (von den eigentlichen Kriegszielen) und zu idealisieren (zu einer prinzipiellen Völkerrechtsfrage) werden. Realpolitische Überlegungen mußten zugunsten moralischer Wertungen in den Hintergrund gedrängt werden, die wesensgemäß keiner Verhandlungslösung zugänglich waren. So wie später durch die Zensur alles daran gesetzt wurde, den tatsächlichen Krieg als einen "sauberen", als eine,

¹ und konnte es damals eigentlich auch schon wissen, denn das Buch von Pierre Salinger und Eric Laurent über die Vorgeschichte des amerikanischen Eingreifens erschien im französischen Original in den ersten Januartagen 1991 (jetzt auch deutsch, s. Bibliographie).

wie gesagt wurde, "chirurgische Operation"² erscheinen zu lassen, sollte der zu führende schon vor seinem Beginn als ein von allen "niederen" Motiven gesäuberter erscheinen.

Insofern als sie natürlich keine abhängigen Staatsmedien sind, haben sich die westlichen Medien dieser Aufgabe nicht zwangsweise, sondern (mehrheitlich) freiwillig gestellt oder (minderheitlich) entzogen. Festzustellen ist, daß die Akzeptanz dieser mehrheitlichen freiwilligen Orientierung bei den Rezipienten die Bereitschaft voraussetzte, eine bestimmte Verengung und damit Verfälschung bei der Darstellung dieser Kriegsmotive und -ziele zu akzeptieren.

Dieser Verengung und letztlich Desinformation dienen in besonderer Weise jene von mir als *Hollywood-Syndrom* bezeichneten Elemente in der Berichterstattung nicht nur der amerikanischen Medien, welche die Stilisierung des Krieges in ein unausweichliches Schicksal unter Rückgriff auf "Lebenserfahrungen" leisteten, die vor allem aus Kino und Fernsehen erworben worden sind.

Während die "Countdown"-Stilisierung vor allem die eher temporale Unerbittlichkeit des selbst ausgelösten Ablaufs und seine Schicksalhaftigkeit ohne weitere Erklärungen als glaubwürdig erscheinen lassen sollte, diente das "Showdown"-Bild eher der moralischen Legitimation des angestrebten Kampfes und ist in noch engerem Sinn für seine Akzeptanz auf kinospezifische Ersatzerfahrungen angewiesen.

*

Der Showdown ist die spezielle Ausprägung des Happy Ends im Western-Genre. Man bezeichnet so die im letzten Teil eines Westernfilms unausweichliche Zuspitzung aller Konflikte auf den Kampf zwischen zwei bewaffneten Männern. Während in der Schlußabrechnung eines Kriminal- oder Gangsterfilms der Verbrecher meist der alle ihre Macht aufbietenden, quasi als Verteidigungsarmada der Gesellschaft auftretenden Polizei gegenübertritt, werden im Western-Showdown alle übrigen Beteiligten zu Zuschauern dieses Kampfes, bei dem prinzipiell Chancengleichheit besteht, die Entscheidung aber gleichwohl stets zugunsten desjenigen der beiden Kontrahenten fällt, der einzig aufgrund seiner moralischen Überlegenheit, allein deshalb, weil er der Gute ist bzw. auf der richtigen Seite steht, auch

²Als eine Art Überidentifikation mit solch theorieloser moralischer Kriegslegitimation können etwa die lustig-launischen Sprüche gedeutet werden, mit denen die für den Irak bestimmten Bomben und Raketen selbst von hohen amerikanischen Politikern bemalt wurden ("To Saddam with Love, Dick Cheney", Vgl. *Le Monde* 12.2.91). Im Vietnamkrieg gingen ähnliche Euphemismen sogar in die offizielle Sprachregelung der militärischen Führung ein: 1969 hießen die militärischen Überfälle auf Laos und Kambodscha, die Hanoi in steigendem Maße zu Zugeständnissen am Verhandlungstisch erpressen sollten, "Breakfast, Lunch, Snack, Dinner ...".

im Kampf der bessere ist. Weil sein Sieg somit kraft höherer Gewalt feststeht, kann er auch alles aufs Spiel setzen. Mag der Held selbst auch Zweifel haben und wirklich *todesmutig* in den Kampf gehen - für die Rezipienten darf das unbedingte Vertrauen in den Sieg des Guten nie enttäuscht werden. Präsident Bush ist natürlich keineswegs todesmutig. Darüber hinaus, daß ihm persönlich keinerlei Gefahr drohte, sorgte er durch ein vielfach überdimensioniertes militärisches Aufgebot dafür, daß der Krieg nie in Gefahr war, länger zu dauern oder gar verloren zu gehen.

Und doch ist das Showdown-Element im Zusammenhang mit dem Golfkrieg nicht nur in der Medienpräsentation enthalten, sondern auch auf der Ebene der politischen Entscheidungen der amerikanischen Führung wirksam gewesen. Natürlich sind Entscheidungen wie die, am Golf die militärische Konfrontation auf jeden Fall anzustreben, zunächst das Ergebnis eines Beratungs- und Konsultationsprozesses. Aber es war aufmerksamen Beobachtern schon bald nach dem Beginn der Golfkrise aufgefallen, daß Präsident Bush sich immer wieder - und mit Ablauf des Countdowns immer mehr - aus diesem Beratungsprozeß ausgeschaltet hat und die individuelle einsame Entscheidung gesucht hat, vor allem, wenn die rationalen Überlegungen seiner Berater ihm eine politische Lösung nahelegten.

Es gibt viele plausible Erklärungen für dieses Verhalten, die vor allem wahltaktische Gründe anführen: in der Mitte der Amtsperiode muß sich der amtierende Präsident entscheidungsfreudig und konfliktfähig geben, während kurz vor den Wahlen "die Boys", sollten sich gerade welche irgendwo in der Welt zur Verteidigung US-amerikanischer Interessen im Kampfeinsatz befinden, besser "heimgebracht" werden sollten. Bush habe in dieser Situation die Chance gesehen, sich von seinem Image als Zauderer freizumachen. In diesem Entscheidungszusammenhang, bei dem es um den "Marktwert" eines Präsidenten geht, ist bereits das Hollywood-Syndrom im Spiel: das politische Design verläßt sich dabei am besten auf in Kino und Fernsehen vieltausendfach schematisierte, verfestigte und eingeübte Heldenschemata.

Bushs Verhalten war aber mehr als Taktik, seine Entscheidungen waren selbst kontaminiert: Er hat das Showdown-Szenario nicht nur als wirksame Verpackung seiner Kriegspolitik angesehen, sondern vollzog es - wie die meisten seiner Vorgänger in ähnlichen Situationen - aus voller Überzeugung seiner Übertragbarkeit auf die internationalen Beziehungen. So kam es einerseits dazu, daß die Medien mit ihrer Tendenz zur Individualisierung (Bush gegen Saddam) der Situation gar nicht so falsch lagen, andererseits mußte der Sieg so absolut sicher gemacht werden, daß die Mythen getrost weiter propagiert werden konnte.

Es scheint eine der Funktionen jenes vielkritisierten "Sternenkrieg"-Charakters der Berichterstattung gewesen zu sein, den Widerspruch zwi-

schen der Showdown-Stilisierung und der Tatsache zu überwinden, daß Bush als Held nur in der Heimat vor den Fernsehkameras erscheinen konnte. Während Saddam Hussein immerhin Bombenangriffen (und, wie wir inzwischen wissen, mehreren fehlgeschlagenen amerikanischen Tötungskommandos) ausgesetzt war, also direkt in Lebensgefahr schwebte, bestanden die Kampfhandlungen seines individuellen Gegenspielers Bush in Reden an die Nation und an die Welt. Die Konfrontation der Einzelkämpfer, die der Showdown vorschreibt, fand durch die Medien statt, in einer, gleichsam mittels der Omnipräsenz der Kameras neu konzipierten Schuß-Gegenschuß-Technik.

Daneben sorgten sowohl die Waffentechnik als auch die Zensur unter anderem dafür, daß alles ausgeblendet wurde, was dem Cowboy im fernen Washington auf dem Schlachtfeld zur Konkurrenz in Sachen persönliches Heldentum hätte werden können:

Die TV-Kameras, die an den Raketen angebracht waren und den selbstgelenkten Todesbringern den Gesichtssinn verliehen, zerstörten sich nach Kamikaze-Art beim Einschlag selbst - wie in allen anderen Fällen die Zensur sorgten sie so dafür, daß die Leiden der irakischen Opfer nicht gesehen werden konnten. Aber durch dieses Ausschalten alles Individuellen und Lebendigen (in der anklagenden Seinsform des Todes) unterstützte diese künstliche Bilderverknappung den hier notwendig abstrakten Charakter der Showdown-Metapher. Denn auch die soldatischen Helden etwa der Luftwaffe durften ja in keinem Bild irgendeine individuelle Identität entfalten. Ihnen wurde nur ein kollektives Heldentum zugestanden. Nur gegen Ende, beim Landkrieg, durfte Hilfssheriff Schwarzkopf als "supporting character" ein paar Tupfen bärbeißiger Welthaftigkeit beisteuern.

*

Wie sehr Formen personenbezogener Deutung in zeitgeschichtlichen Analysen als selbstverständlich gelten, mag diese Beschreibung der "Ursachen" des Golfkriegs belegen, in der Elemente des Hollywood-Syndroms kaum versteckten Eingang gefunden haben:

"Wenn es auch noch Unklarheiten über die Entstehung des Konflikts gibt, und wenn es auch viele Mißverständnisse auf beiden Seiten gegeben hat, so wurde doch ziemlich früh, nach der Invasion in Kuwait, klar, daß der Starrsinn von Bush und Saddam Hussein sich gegenseitig hochschaukelten und daß jeder von ihnen dachte, daß seine Härte den anderen zum Nachgeben zwingen würde, und wie oft in solchen Fällen, hat auch hier eine kurzgeschlossene Kausalität die gegenseitige Feindschaft intensiviert, die zum Krieg führte."³

³Edgar Morin in *Le Monde* 28.2.91

Als "kurzgeschlossene Kausalität" wird hier eine Konstante der amerikanischen Politik bezeichnet, die keineswegs in einer solchen individualpsychologischen Begründung ausreichend beschrieben und begründet ist. Die Bereitschaft amerikanischer Präsidenten, "to go to the brink"⁴, und die Vorliebe der amerikanischen Wähler für solche Präsidenten ist eine Ausprägung US-amerikanischen Selbstbewußtseins und eine Folge der selbstgewählten Funktion der US-Nation seit dem Beginn dieses Jahrhunderts. Sie sei hier mit dem Hinweis auf Ereignisse wie das Eingreifen in zwei Weltkriege, auf die Rolle als "Weltpolizist" und auf die jetzt im Zusammenhang mit dem Golfkrieg entwickelte Vorstellung einer "neuen Weltordnung" unter amerikanischer Kontrolle angedeutet.

Normalerweise ordnet man der europäischen Philosophie einen transzendentalen Zug zu. Sie hat aber (außer in den Hitlerschen Delirien) nie das Verhalten europäischer Politiker bestimmt, für die stets "Realpolitik" die höchste Staatskunst bedeutete. Letztliche Entscheidungskriterien sind im Zweifel das Kräfteverhältnis und die tatsächlichen Möglichkeiten, die die Situation bietet, und weniger Ideale oder Dogmen. In dieser Weise "transzendente" Züge in der amerikanischen Politik sind "ohne umfassende Theorie gelebtes Leben"⁵. Die Ideologie, die Pose, mit der amerikanische Politik international legitimiert wird, hat bereits den Charakter einer Genre-Konvention. Ein solches Mißverhältnis zwischen Attitude und materiellen oder Machtinteressen kann sich, ohne lächerlich zu werden, nur eine Weltmacht leisten. Insofern gibt es auf dieser Ebene der Betrachtung keinen Unterschied zwischen Saddam Husseins "Heiligem Krieg" und George Bushs "Neuer Weltordnung". In beiden Fällen erscheint dieses Mißverhältnis nicht als ein Problem der rhetorischen Legitimation, sondern als fundamentale Diskrepanz zwischen theoretischer und Handlungsebene. Sie kann nur durch den militärischen Sieg zum scheinbaren Einklang gebracht werden.

Trifft solches machtgeschütztes amerikanisches Showdown-Verhalten auf eine "europäisch" orientierte Entscheidungsstruktur des Gegners, so hat es sich stets als erfolgreich erwiesen, so etwa in der Kubakrise, als Kennedy wirklich bis an den Abgrund des dritten Weltkriegs ging und Chuschtschew, sein realpolitischer Gegenspieler, nachgab.

Das bislang einzige große Debakel in der amerikanischen Geschichte, der verlorene Vietnamkrieg, wird denn auch auf die mangelnde Bereitschaft des als schwach geltenden Präsidenten Nixon gewertet, "to go the

⁴"an den Rand des Abgrunds zu gehen", das heißt alles zu riskieren.

⁵Gert Raeithel: "Go West". Ein psychohistorischer Versuch über die Amerikaner. Frankfurt/Main 1981, S. 110.

brink" und Atomwaffen einzusetzen. Diese Deutung, der ich nicht zustimme, wird hier nur zitiert als Beispiel für ein bestimmtes konstantes Denkschema in der amerikanischen Politik, das selten von entscheidungsauslösender Bedeutung war, viel öfter dagegen apologetische Funktion hatte und die öffentliche Diskussion und von ihr mit getroffene Wertungen sehr wohl beeinflusste. Im Falle des Vietnamkrieges war dies die (bezeichnenderweise vor allem in unzähligen Filmen propagierte) "Dolchstoßlegende", im Golfkonflikt die Herausstellung der Kriegsentscheidung als ruhmreiches, das "Vietnam-Trauma" endgültig überwindendes Gegenbeispiel "richtiger" Politik.

Mit Saddam Hussein traf George Bush auf einen Gegner, der, wie es vor dem Ablauf des Ultimatums schien, auch aufs Ganze zu gehen bereit war. Später war dann das Bild nicht mehr so eindeutig, denn erstaunlicherweise entsprachen Saddam Husseins Handlungen nach der Eröffnung der Operation "Wüstensturm" nicht mehr dem Bild des unberechenbaren und ohne Rücksicht auf eigene Verluste losschlagenden religiösen Fanatikers: er setzte die ihm bis zuletzt zur Verfügung stehenden chemischen und bakteriologischen Waffen nicht ein, löste die angedrohten Terrorakte weder in Europa noch anderswo aus, verhielt sich also keineswegs als der unkontrollierte Hazardeur, sondern auffallend rational-taktisch, obwohl er in der westlichen Öffentlichkeit längst alle nur erdenklichen moralischen Verurteilungen für alle diese Handlungsweisen hatte präventiv einstecken müssen⁶.

*

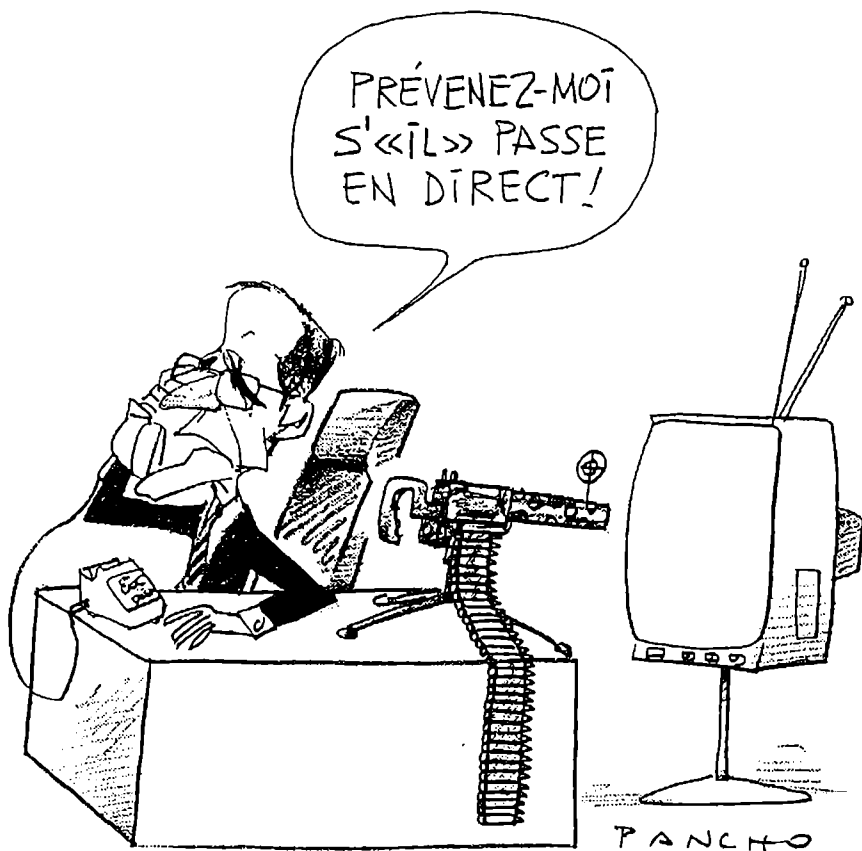
Diese Inkonsequenz von Saddam Husseins "Fundamentalismus"⁷ ändert nichts an der Grundkonstellation, daß die USA hier einen Gegner vor sich hatten, der nicht bereit war, aus kühler Überlegung ihrer militärischen Aussichtslosigkeit auf die Konfrontation zu verzichten. Er hat ihnen die Gelegenheit gegeben, das für die langfristige Absicherung der amerikanischen Politik nötig gewordene Exempel zu statuieren.

Kann man den Western als ein Genre bezeichnen, in dem die wichtigsten Perioden der amerikanischen Geschichte (und Selbstfindung als Nation) aufgearbeitet und verklärt werden, so kann das Hollywood-Syndrom im Zusammenhang mit dem Golfkrieg als der Versuch gewertet werden, diese Verklärung bereits dem Ereignis selbst zukommen zu lassen. Was normalerweise der *späteren* künstlerischen Aufarbeitung von Geschichte

⁶Nicht einmal Husseins Verantwortung für die Ölteppiche und die brennenden Ölquellen in Kuwait ist eindeutig geklärt.

⁷Eine gebräuchliche Verengung des Wortsinns, die aber das Verdienst hat, die ähnliche Haltung beider Parteien im Golfkrieg hervortreten zu lassen.

vorbehalten ist, entwickelte sich hier zeitgleich zum Geschehen: eigentlich sind die jetzt erwarteten Spielfilme über den Golfkrieg schon überflüssig. Die Gesetze des Genres "Golfkriegsfilm" wurden bereits auf die geschichtliche Vorlage angewandt. Das Hollywood-Syndrom hat diesmal den Widerspruch zwischen Theorielosigkeit und Fundamentalismus in der amerikanischen Politik bereits im Entstehen erstickt.



"Sagt mir Bescheid, wenn 'er' live übertragen wird!"